Dunker, Carl

Kolonieen und kolonisation

Berlin

1898

97-84182-22
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

Dunker, Carl.
Kolonieen und kolonisation. Berlin, Gaertner, 1898.
24 p. 25 cm.

Jahresbericht des Friedrichs-realgymnasium zu Berlin, 1898.

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 14:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 9-8-97 INITIALS: AP

TRACKING # : 27423

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1898.

Kolonieen und Kolonisation.

Von

Dr. Carl Dunker.

BERLIN 1898.
R. Gaertners Verlagsbuchhandlung
Hermann Heyfelder.

1898. Programm Nr. 96.

> History should not merely gratify the reader's curiosity about the past, but modify his view of the present and his forecast of the future. Seeley.

Von Kolonieen und Kolonisation wollen die folgenden Zeilen handeln. Wer spräche heute nicht von Kolonieen, von Kolonialschwärmern und Kolonialgegnern? Und doch, glaube ich, ist die Frage nicht unberechtigt: Was verstehen wir denn eigentlich unter einer Kolonie?

Wir nennen, um einige Beispiele herauszugreifen, *Kanada* eine Kolonie und *Kamerun*; *Neuseeland* und *Algier*; *Indien* und *Ascension*. Ein ödes Felseneiland mit 140 Menschen darauf; ein Reich achtmal so grofs als Deutschland, wo fast 300 Millionen Menschen leben, zum Teil dichter zusammengedrängt als wir in Mitteleuropa; ein Land von der Gröfse Europas, bewohnt von fünf Millionen, hart an der Grenze, wo in Amerika die Polarkälte dem Nordeuropäer ein Kulturleben unmöglich macht; ein sonniges Mittelmeerland, das viele Züge der gegenüberliegenden Provence widerspiegelt: diese und hundert andere Gebiete, weit verstreut zwischen beiden Polen und durch alle Zonen, wo der Glutwind Afrikas durch Palmen rauscht, wo dem Fischer im eisigen Nebel an Labradors Küste die Glieder erstarren, alle diese weiten Gebiete in ihrer tausendfachen Mannigfaltigkeit umspannen wir mit dem einen Worte *Kolonie*; ob broncene Indier, ob schwarze Kaffern sie bewohnen, ob der rotblonde zähe Sohn Altenglands oder in südlicher Beweglichkeit der schwarzäugige Provençale und Andalusier.

Zunächst also unendliche Mannigfaltigkeit, den Blick verwirrend mehr als klärend. Als Festes in den Erscheinungen Flucht, als einziges allen diesen Gebieten Gemeinsames erscheint nur die Thatsache, dafs jedes von ihnen ein Stück Land ist, das von einer europäischen Macht seinen ursprünglichen Besitzern entzogen wurde, ein *Stück fremden Gebietes von Europäern beherrscht*, weiter garnichts.

Allmählich aber, bei näherem Betrachten beginnt die Masse sich zu entwirren, sich zu gliedern. Wir erkennen, dafs manche Kolonieen dieselben oder ähnliche Züge zeigen, dafs z. B. *Gibraltar*, *Perim*, *Singapore* an Meerengen liegen, die sie beherrschen, also wichtige strategische Punkte darstellen. Andere Plätze wie *Hongkong*, *Zanzibar*, *Labuan*, auf kleinen Küsteninseln gegenüber grofsen Festlandsgebieten gelegen, gewähren dem Handel eine günstige, gesicherte Position. Wieder andere wie *Ascension*, *St. Vincent*, *St. Thomas*, die *Bermudas*, früher Proviantstationen für den Segler auf monatelanger Fahrt, gewähren den kurzatmigen Dampfern unserer Tage Gelegenheit, ihren Kohlenvorrat zu erneuern.

Wir gewinnen so einen neuen Begriff, eine Unterabteilung des Begriffes Kolonie, den der Station, die an günstiger Stelle gelegen, entweder militärisch-strategischen Zwecken dient — die Militärstation, oder seemännischen — die Marine- resp. Kohlenstation, oder endlich kaufmännischen — die Handelsstation. Es sind das nicht Begriffe, die einander ausschliefsen, sondern im Gegenteil meist konkurrieren. So ist Hongkong, ein Inselchen, auf dem 8500 Weifse wohnen, Standquartier einer Flotte von über 20 englischen Kriegsschiffen, Garnison von 2800 Soldaten; es vermittelt die Hälfte des gesamten Aufsenhandels des chinesischen Millionenreiches, sein Schiffsverkehr ist gleich dem Liverpools — zu gleicher Zeit die Handelshauptstadt und das Gibraltar Ostasiens.

Den kaufmännischen Stationen wären vielleicht am besten als industrielle Stationen anzugliedern europäische Niederlassungen, die in sonst unwirtlichen Gegenden durch Mineralreichtümer hervorgerufen werden. Kimberley, Johannesburg, viele der australischen und nordamerikanischen „mining camps“ und „mining cities“ tragen, bezw. trugen in ihrer Jugend, durchaus den Charakter einer Station zur einseitigen Ausbeutung eines verhältnismäfsig kleinen Gebietes.

Stationen zur militärischen oder wirtschaftlichen Beherrschung von Ländern oder Meeren werden für jedes Volk erwünscht sein, das weltumspannende politische oder wirtschaftliche Interessen hat. Wirklich beherrschend liegende sind naturgemäfs nur in beschränkter Anzahl vorhanden und heut zu Tage zum gröfsten Teile in Händen der Engländer, die im Laufe einer Jahrhunderte langen, zähen, zielbewufsten Politik das Netz ihrer Macht über die Welt strickten. Durch Gibraltar, Malta, Ägypten, Perim, Aden, Sokotra beherrschen sie den einen, durch Ascension, St. Helena, Capstadt, Mauritius den andern, durch Halifax, die kanadische Bahn und Esquimalt den dritten Weg nach Indien. Colombo, Trincomalee, Singapore und Hongkong sichern ihnen den Zugang nach Ostasien. Die Falklandinseln liegen drohend der Magalhaensstrafse gegenüber, Kingston auf Jamaika dem Seeweg durch Mittelamerika, der doch noch einmal kommen wird, trotz allen Widerstandes der Pacificbahn-Geldmänner, ob er nun durch Panama oder Nicaragua führe. Halifax und die Bermudas gebieten über den Nord-Atlantic, Esquimalt auf Vancouver über den Nord-Pacific.

Da kein anderes Land eine Weltstellung hat, die dem Gröfseren Britannien auch nur von ferne vergleichbar wäre, ist, wie gesagt, die grofse Mehrzahl der wichtigen Stationen in britischer Hand. Doch sei hier auch hingewiesen auf die französischen Fischerstationen St. Pierre und Miquelon, auf Bizerta, die französische Seefeste am Mittelmeer, auf die Bestrebungen der Franzosen, von Tonkin her ihren wirtschaftlichen und politischen Einflufs nach dem chinesischen Süden, insbesondere in das reiche Yünnan, vorzuschieben. Und bei dem grofsen Wettrennen um den Ostasiatischen Markt drängt von Norden, auf das emporblühende Wladiwostok und die mandschurische Bahn sich stützend, der Russe vor, getragen wie immer durch eine skrupellose, aber zielbewufste Politik: noch unsere Generation wird das Andreaskreuz auf Korea und den Zinnen von Port Arthur wehen sehen.

Hier endlich ist auch die Stelle der jüngsten Aktion der deutschen Flotte in Ostasien zu gedenken. An der Bucht von Kiaotschau, einem der schönsten, gröfsten und sichersten natürlicher Häfen der Welt, wurde die schwarz-weifs-rote Flagge gehifst. Hier sind alle Bedingungen gegeben zur Gründung einer strategischen wie kaufmännischen Station ersten Ranges. In der Nähe sind abbauwürdige Kohlenlager vorhanden; die Provinz Schantung, etwa $^1/_4$ der Oberfläche

Deutschlands, ernährt auf gutem Boden unter einem herrlichen Klima 30–40 Millionen fleifsiger Menschen. Hier einen Ausgangspunkt abendländischer Verkehrsmittel zu schaffen, ein Einfallsthor für deutsche Industrieprodukte, ein Bank-, Handels- und eventuell Fabrikcentrum (Baumwollspinnerei und Zuckerraffinerie), eine drohende und schützende Warte deutscher Macht in Ostasien, mit einem Wort ein deutsches Honkong zu schaffen, das ist die Aufgabe des deutschen Reiches, des deutschen Kapitals, der deutschen Intelligenz. Man träume aber nicht von deutscher Auswanderung nach Schantung. Mit der zahlreichen, anspruchslosen, fleifsigen gelben Bevölkerung kann kein europäischer Handarbeiter konkurrieren. Unsere Rhederei, unser Grofshandel und unsere Industrie sind schon jetzt in diesen Gewässern die ersten nach Grofsbritannien: das deutsche Banner an der Kiaotschau-Bucht wird ihnen ein neuer Sporn, eine feste Stütze sein.

In Zeiten wirtschaftlicher Blüte hatten auch andere Völker, romanischer wie germanischer Rasse, ihre Handelsgrofsmacht-Stellung durch Stationennetze gesichert. Das ganze grofse portugiesisch-ostindische Reich bestand in seiner Glanzzeit im 16. Jahrhundert unter dem grofsen Albuquerque in weiter nichts als einer Reihe von Stationen, auf die gestützt, von Goa, Malakka und Ormus aus, Portugal im ganzen indischen Ozean seinen Alleinhandel und seine Alleinherrschaft erzwang. Und ähnlich der Stellung der Portugiesen im 16. Jahrhundert war auf dem beschränkteren Gebiete Indonesiens im 17. und 18. Jahrhundert die Stellung der Holländer.

Zweck dieser sogenannten Kolonialreiche war weiter nichts als Schutz des Alleinhandels durch Alleinherrschaft; und, täuschen wir uns nicht, letztes Ziel des englischen Stationennetzes ist auch noch heutigen Tages Sicherung des Alleinhandels durch Alleinherrschaft in der weiten Welt. Als frechen Eindringling betrachtet und hafst noch heute der wahre Sohn Albions jeden Nichtbriten, der sich erkühnt, auf einen kleinen Teil der Schätze des Weltmeers Anspruch zu machen. Das erkannte mit dem Prophetenblick des Genius der deutscheste unter unseren grofsen Dichtern, als er vor 98 Jahren das werdende Jahrhundert mit den Worten grüfste:

> Seine Handelsflotten streckt der Brite
> Gierig wie Polypenarme aus,
> Und das Reich der freien Amphitrite
> Will er schliefsen wie sein eignes Haus.

Der Colonus, der Bauer, hat mit dieser Art der Kolonie nichts zu thun, der Herrscher, der Seemann, der Kaufmann begründet und nutzt sie.

Die ersten Niederlassungen der Engländer in Indien trugen auch durchaus den Stempel der Station und zwar der kaufmännischen Station. Dazu kamen dann Militärstationen, als in Folge der unsicheren politischen Verhältnisse der Eingeborenen-Staaten, der Kaufmann gezwungen wurde, sich zu verteidigen. Aus dem Verteidiger ward der Eroberer, aus der kaufmännischen Gesellschaft, die nebenbei immer mehr Hoheitsrechte ausübte, allmählich die erobernde, herrschende East India Company, die nebenbei auch noch Handel trieb. Als endlich dann immer gröfseren Anforderungen und Aufgaben gegenüber der regierende Kaufmann als Politiker Bankerott machte, trat an seine Stelle der Staat Grofsbritannien als Beherrscher des Millionenreiches, das aus kaufmännischen und Militärstationen heraus erwachsen war. Und ein ganz anderes Bild zeigt sich dem Auge des Betrachters: Ein Land dicht bewohnt von Eingeborenen, die verschiedenen Rassen, verschiedenen Religionen und Kulturstufen angehören, beherrscht von einer Handvoll Europäer. Auf fast 300 Millionen Eingeborene kamen 1891 240 000 Menschen, deren Muttersprache das

Englische war. Und nicht allein politisch, auch wirtschaftlich beherrscht der Engländer das Land. Die mit ganz geringen Ausnahmen proletarischen Einwohner stehen den Engländern gegenüber, wie Lohnarbeiter dem Betriebsleiter und Besitzer. Dank der fast unglaublichen Bedürfnislosigkeit des Inders sind die Lohnsätze aufserordentlich niedrig. In kaufmännischen Betrieben und Pflanzungen aller Art, neuerdings auch in Fabriken, die, nach europäischem Muster eingerichtet, Manchester und Dundee eine empfindliche Konkurrenz bereiten, in Kohlengruben und Eisenbahnen arbeitet englisches Kapital und englische Intelligenz für Riesengehälter und hohe Zinsen.

Dieselben Charakterzüge, nur noch reiner und konsequenter durchgeführt, zeigt die holländische Kolonialwirtschaft in Hinterindien. Zunächst wird in hartem Kampfe der Beherrscher der See und des Handels, der Portugiese, vertrieben, und eine Reihe fester Stationen sichert einer Monopolkompagnie den Alleinhandel und die Alleinherrschaft. Nach dem Bankerott der Kompagnie nimmt der Staat die Leitung in die Hand, und ein genialer Mann, der Minister van den Bosche tritt 1830 auf mit dem Plan: „Aus Java den Industriemarkt der Niederlande und aus den Niederlanden den Kolonialmarkt Javas zu machen“.

Das war kein neuer Gedanke, sondern der Kernpunkt des alten Colonial Pact, der der Kolonie die wirtschaftliche Rolle des flachen Landes, dem Mutterlande die der Stadt zuwies. Neu war die Ausführung. Statt der Steuern, die bis dahin ein Fünftel der Ernte, d. h. der Reisernte betragen hatten, traten die Eingeborenen von ihrer Flurgemeinschaft ein Fünftel an die holländische Regierung ab; und statt der früher üblichen Frohn übernahmen sie die Pflanzung und Pflege der von der Regierung auf diesem Lande vorgeschriebenen Kulturen, namentlich des Kaffees und Zuckers. Man bildete das System weiter aus und setzte einen festen Preis für alle Plantagenprodukte an, auch für die, welche die Eingeborenen auf eigenem Lande bauten. Endlich zwang man die Eingeborenen, alle Plantagenprodukte an die Regierung zu dem von ihr diktierten Preise zu liefern. Der finanzielle Erfolg war glänzend: die Kolonialschuld, die 1830 187 Millionen Gulden betragen hatte, wurde gänzlich getilgt, und reiche Überschüsse flossen in die Kassen des Mutterlandes; von 1840—60 allein baare 350 Millionen Gulden.

Das war die reinste, konsequenteste Durchführung dieser Art der Kolonie, für die wir hinfort den Namen Pflanzungskolonie anwenden wollen. Ob der Staat oder einzelne Europäer dabei als Unternehmer auftreten, lassen wir hier aufser Betracht.

Europäer vieler Völker, Romanen und Germanen, Franzosen, Spanier, Portugiesen, Holländer und Engländer begründeten in den letzten Jahrhunderten in den Tropen Asiens, Afrikas und Amerikas derartige Kolonieen. Wo kein eingeborenes kräftiges Arbeitervolk vorhanden war, schuf man durch Neger- oder Kulieinfuhr einen neuen Proletarierstamm. Zweck dieser Kolonieen ist die Massenerzeugung von Kolonialwaren im weitesten Sinne des Wortes, d. h. zunächst von Nahrungs- und Genufsmitteln wie Zucker, Kaffee, Thee, Cacao, Gewürzen u. s. w.; und dann von Rohstoffen für die Grofsindustrie, die sich unter dem Einflusse der Erfindungen des vorigen Jahrhunderts so gewaltig entwickelte, Handel und Wandel, Gedanken und Verkehr, Regierungen und Gesellschaft revolutionierend.

In den tropischen Ländern, die diese Kolonialwaren hervorbringen, kann der Europäer aus gesundheitlichen und sozialen Gründen nicht persönlich körperliche Arbeit leisten. Er kommt in kleiner Zahl als Regierungsbeamter, Soldat, Leiter von Betrieben — zunächst kaufmännischer, landwirtschaftlicher und später auch industrieller Art — als Ingenieur oder Arzt. Er kommt

nicht, um sich eine neue Heimat zu gründen, sondern auf Zeit, um sich ein Vermögen zu erwerben und mit dem Erworbenen in die alte Heimat zurückzukehren. Oft kommt er ohne Frau; ist er verheiratet, läfst er seine Kinder, wenn irgend möglich, in der Heimat erziehen.

In diesen Kolonieen leben, wie in der Fabrik, zwei streng gesonderte Gesellschaftsklassen neben einander: die kleine herrschende Gruppe der Europäer und die grofse breite Masse der proletarischen Eingeborenen. Diese zu erhalten, arbeitsfähig und arbeitswillig, sie im Falle des Zurückgehens durch andere Menschen niederer Rasse zu ersetzen, wird im Interesse der kapitalistischen Kolonisten liegen, ich sage der kapitalistischen, denn zur Anlage von Pflanzungen bedarf es des Kapitals und zwar bedeutenden Kapitals, das in Gestalt von Maschinen, Eisenbahnmaterial, Werkzeugen u. s. w. ins Land strömt, und das im Stande sein mufs, für eine Zeit lang auf Zinsgenufs zu verzichten, denn nichts ist verfehlter, als von Pflanzungen zu frühe Gewinne erraffen zu wollen.

Derartige Pflanzungskolonieen wird der Europäer in Ländern begründen, deren Produkte ihn reizen, deren Klima aber eine wirkliche Einwanderung gröfseren Stiles unmöglich macht. Zu verlangen ist nur, dafs das Klima nicht absolut tödlich sei.

Ein Afrikakenner hat einmal von diesem Erdteil gesagt: „wo er gesund ist, ist er unfruchtbar, und wo er fruchtbar ist, ist er nicht gesund“. Den sehr relativen Begriff der Fruchtbarkeit wollen wir an dieser Stelle nicht erörtern — vernünftig verstanden, gilt der Ausspruch nicht nur für Afrika, sondern für alle tropischen Länder, und jeder, den es in die Tropen zieht, soll sich die Sache erst sehr ernstlich überlegen: ein Kinderspiel ist es nicht, und als Sport ein bischen riskant. Das alte Wort, dafs man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, besteht heute und morgen zu Recht wie gestern und vorgestern, wenn auch nicht mehr ganz in alter Kraft. Gute luftige Wohnungen an guten luftigen Stellen errichtet, Komfort, Sanatorien, Hospitäler, zuverlässige, für die Tropen geschulte Ärzte und, mehr als alles dies, ein vernünftiges Leben, haben schon viel gebessert und werden noch mehr bessern. Es spreche nur die eine Thatsache, dafs von den englischen Soldaten in Indien in den 50er Jahren jährlich 6,9 Prozent starben, jetzt 1,2. Alkohol und lüderliches Leben töten mehr Europäer als die Tropensonne; daher keine Angstmeierei, aber auch keine Leichtfertigkeit.

Stanley, der so lange Jahre im tropischen Afrika weilte, bekannte sich 1895 auf dem Londoner Geographentage zu den Shakespeare'schen Versen:

All places that the eye of Heaven visits,
Are to the wise man, ports and happy havens.

Zur selben Zeit, als die ersten englischen Kaufleute, die merchant adventurers, wie einst die fahrenden Ritter, wagemutig hinauszogen, um, unbewufst, im fernen Osten die Grundsteine zum indischen Reiche zu legen, zur selben Zeit nannte Sir Walter Raleigh, einer jener Charakterköpfe der Elisabeth'schen Zeit, halb Held halb Abenteurer, ein Land voll trostloser Urwälder in Nordamerika nach seiner jungfräulichen Königin Virginia und plante eine Besiedelung dieses Landes durch europäische Einwanderer.

Das war die Zeit, da man in Deutschland die Waffen schärfte zum wildesten, verderblichsten aller Kriege, dem 30jährigen; da spannte England seine Schwingen aus nach Osten und nach Westen, vom Hudson bis zu den Schneeriesen des Himalaya.

Raleighs erste Versuche scheiterten, aber bessere Kolonisten, als er sie je hätte aussuchen können, fanden wenige Jahre, nachdem der Pfadfinder durch Henkershand gestorben war, ihren

Weg nach dem nördlichen Teile seines Jungfrauenlandes, in das heutige **Massachusetts**. Im December 1620 warf die **Mayflower** Anker in der **Cape Cod Bay**, und die **Pilgrim fathers** betraten das Land, aus dem ihre Söhne so Grofses machten. Es waren Leute des kleinen Mittelstandes aus der Gegend von Boston im östlichen England, die, gewaltig erregt von religiösen Ideen, sich ihr eigenes Christentum zurecht gemacht hatten, fern von jeder Kirche, im Gegensatz zu Katholiken und staatskirchlichen Protestanten. Von allen Seiten geschmäht, befeindet und bedrängt, flohen sie hinüber nach Holland. Allein — und das ist höchst bezeichnend — als sie die Gefahr erkannten, dafs ihre Söhne und Töchter unter den umwohnenden Holländern aufgehen könnten, entschlossen sie sich, hinauszuziehen über das Weltmeer in Länder, von denen jetzt eben durch die virginischen Ansiedler und Kaufleute aus Plymouth die ersten festeren Nachrichten kamen. Der Glaube an ihren **Gott** trieb sie aus England, das feste Halten an ihrem **Volkstum** trieb sie aus den Niederlanden.

Und so sehen wir die kleine Schar, 41 Familienväter mit den Ihren von Holland über Southampton und Plymouth hinaus fahren auf das Weltmeer, nicht auf eine Reise um Geld oder Ehre oder Macht zu erwerben, sondern hinausfahren, um eine neue Heimat zu suchen, Hütten, Felder und Gräber für sich und ihre Kinder. Sie führten nicht viel irdische Habe mit sich, diese „Pilgerväter“, wohl aber zwei köstliche Güter im treuen Herzen: ihren Gott und ihr Volkstum. Eine Stätte zu finden, wo sie als Engländer ihrem Gott in Freiheit dienen konnten, wo sie, wenn auch in hartem Ringen, ihres Leibes Notdurft erarbeiten konnten, das war das Ziel dieser tapferen Männer.

Ihr erwählter Führer und Seelsorger John Robinson schrieb von sich und seiner kleinen Gemeinde: „Wir sind der milden Milch des Mutterlandes längst entwöhnt und kennen das harte Leben in der Fremde. Unsere Leute sind fleifsig und genügsam. Gott der Herr hat uns zu einem heiligen Bunde vereint, auf Grund dessen jeder einzelne für seines Bruders Wohl und das Wohl der Gemeinschaft sorgt. Wir sind keine Menschen, die sich durch kleine Widerwärtigkeiten entmutigen lassen.“

So waren die ersten Pioniere Europas, die mit Axt und Hacke den Kampf gegen die Urwälder Nordamerikas begannen, den Kampf aber auch begannen gegen die Kinder der Natur, die in diesen Wäldern ihr harmloses Jäger- und Kriegerleben führten und nicht geneigt waren, dem Fremdling die Jagdgründe der Urväter zu überlassen.

Gewaltige wirtschaftliche, kirchliche und politische Revolutionen durchwühlten England im 17. Jahrhundert und trieben Hunderttausende hinaus, die den Bahnen folgten, die die wackeren Puritaner für sie eröffnet hatten. Diese Einwanderer brauchten Platz und schufen ihn sich. Wo die Axt des weifsen Farmers im Urwalde erklang, da war kein Platz mehr für den roten Mann. Als Motto schreibt am besten der Historiker über dieses Kapitel Weltgeschichte das französische Wort „ôte-toi de là que je m'y mette“, fort mit dir, damit ich Platz bekomme. In brutaler Nutzung des Rechtes des Stärkeren dringt der Engländer vor. Der Indianer schwindet dahin wie Schnee an der Mittagssonne, eine Vermischung beider Massen findet nicht statt. Von einer Anzahl gleich Schwalbennestern an die Ostküste geklebter Siedlungen schieben sich die germanischen Kolonisten in breiter Front an die Alleghanies, die früher von weitem gesehen ihnen als die blauen Berge erschienen waren, an deren Westfufs, wie man lange glaubte, die Wellen der Südsee brandeten. Nach schwerem Kampfe mit den Franzosen zieht dann das Germanentum sieghaft hinüber über

die Berge, durch die Ebenen des Mississippi, über öde Hochflächen, an die sonnigen Küsten des stillen Meeres.

Einen Augenblick hatte die Wage geschwankt. Die Zukunft Amerikas lag zwischen Romanismus und Germanentum. Es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts: die Franzosen hatten einen weiten Stationenkreis gezogen von der Mündung des Lorenzstromes bis zu dem Neuen Orleans, wo die schlammigen Fluten des Mississippi sich mit dem amerikanischen Mittelmeere mischen. Von dem Inneren sie abschnürend hofften sie die Engländer auf den atlantischen Küstensaum zu beschränken. Die Würfel fielen gegen sie. Auf **Quebek's** Höhen (1759) und auf den **Friedericianischen** Schlachtfeldern entschied das Schicksal, dafs nicht der katholisch-aristokratische Romane in Nordamerika herrschen sollte. Die Zukunft dieses Erdteils lag fortan in den harten Händen des demokratisch-protestantischen, germanischen Farmers.

Zwei Dinge wollen wir dabei beachten: zunächst dafs in diesem Kampfe die meisten Eingeborenen im Lager der Franzosen standen — ihr richtiger Instinkt erkannte, wer der Todfeind ihrer Rasse war — und dann, dafs, während in fast übermenschlicher Anspannung der grofse Friedrich durch sieben lange Kriegsjahre um die Existenz seines Preufsens rang, das Angelsachsentum von den Franzosen eine Welt eroberte zu schrankenloser Entfaltung. Wie weit war die Nation zurückgesunken im Wettkampfe der Völker, die noch die erste Europas gewesen war, als die Sonne des Mittelalters zur Rüste ging!

Dafs durch die Kurzsichtigkeit Georgs III. und seiner unfähigen Minister der gröfsere Teil Nordamerikas politisch sich vom Mutterlande löste, kommt für uns hier nicht in Betracht. Politisch wurde England zunächst natürlich geschwächt; allein die weltbeherrschende Stellung der angelsächsischen Klasse erfuhr dadurch eher eine Stärkung als eine Schwächung. Die in ihrem Volkstume feststehenden Anglo-Amerikaner verstanden es, stammverwandte Germanen — Deutsche und Skandinavier — und stammfremde Irländer sich anzugleichen; und heute sitzen in den Jagdgründen der Rothäute über 70 Mill. Menschen europäischer Kultur, anglischer Rasse, ein selbständiger Ableger des angelsächsischen Stammes in Europa. Das, die Besiedlung Nordamerikas, war die Grofsthat des germanischen colonus, des germanischen Bauern.

Im grofsen und ganzen derselbe Vorgang hat sich unter unseren Augen in **Australien**, in **Kanada**, am **Kap der guten Hoffnung** abgespielt und spielt noch heute weiter. Die Beweggründe, die die ersten Siedler in diese Fernen trieben, waren andere, weniger edle als bei den Pilgervätern. Verbrecher waren es, die statt den heimatlichen Galgen oder Zuchthäusern fernen unwirtlichen Gestaden als Zwangskolonisten zugeführt wurden; Leute, denen aus irgend einem Grunde der Boden der Heimat zu heifs wurde; Glücksritter, die dem gelben Metalle nachzogen; Männer, die Mut und Kraft im Arm, aber kein Geld in der Tasche hatten, denen die heimatliche Scholle zu teuer geworden war, die heimatliche Gesellschaft zu sehr durch die Bande der Kultur und Rücksichten gefesselt, Männer, die Ellbogenraum suchten, um ihr Individuum, ihr Ich, zur Geltung zu bringen. Aber wenn auch der Gott, den sie vor Augen hatten, oft ein Götze war, eins hatten sie stets in der Brust, das englische Herz. Wo immer sie hingingen, es konnte nur ein **neues England** sein, das stand ihnen so fest, so fest die Welt steht.

Fort mit dir, damit ich Platz bekomme, blieb das Leitmotiv, das aus den Wäldern und Steppen immer widerklingt. Der Neger Australiens, der Maori Neuseelands, der Hottentotte Südafrikas, der Indianer Kanadas, sie alle teilen das Schicksal der Urbewohner der Vereinigten Staaten;

die Axt des angelsächsischen Kolonisten tötet mit einem Streich den Baum des Urwaldes und das kindliche Volk, das in seinem Schatten wohnte. So wurde das gröfsere Britannien geboren, so kolonisierte der Engländer.

Wo haben nun sonst noch in historischer Zeit Germanen Ableger ihres Stammes in fremden Boden gepflanzt? Der Niederländer in Südafrika kolonisierte unter derselben Losung „Fort mit dir, damit ich Platz habe“, und dasselbe Banner wehte unseren Vätern voran, als sie in hartem Rassenkampfe den Boden, auf dem wir hier in Berlin stehen, dem Slaven wieder entrissen, und so im fernen Osten den Grund legten zu dem Gemeinwesen, aus dem durch das Zwischenstadium Brandenburg-Preufsens hindurch das neue grofse Deutschland erwachsen sollte. Wo der Slave stand, konnte der Germane nicht stehen, also fort mit dir, damit ich Platz bekomme. Berg und Flufs behielten den slavischen Namen, aber die Scholle besetzte das fremde Herrenvolk aus dem Westen.

Und nun noch eins: Wie erwuchs das Volk selbst, das die meisten Grofsthaten der Kolonialgeschichte vollbrachte, das Volk der Engländer? Als die jugendlichen deutschen Völker die Erbschaft der greisen Roma antraten, gingen die meisten auf in fremdem Volkstum, durch Tropfen edelsten deutschen Blutes alternde Völker neu belebend. Ein Reich aber nimmt eine Ausnahmestellung ein. Die Sachsen, ein zäher Volksstamm, gehärtet im Kampfe mit den nimmermüden Wogen der Nordsee, zogen aus, gruppenweis im 5. Jahrhundert, als Freunde der Briten und siedelten sich an im Südosten der Insel. Aus dem helfenden Freunde wurde der Eroberer, der harte, rücksichtslose Feind. Heidnischer Sachse und christlicher Kelte wurden zu Begriffen, die sich ausschlossen, die Hacke des sächsischen Bauern traf zugleich die keltische Scholle und den Mann, der auf ihr stand; und wie dem deutschen Kolonisten in der Ostmark Slave und Sklave gleichbedeutend war, hatte auch der Angelsachse nur das eine Wort wealh für den Kelten und den Knecht. So entstand hier das einzige rein germanische Reich auf altrömischem Boden, eine rein deutsche Kolonie, ein selbständiger Ableger des festländischen Sachsenstammes, zu dem der Sachse in Britannien in demselben Verhältnis stand, wie später der Kolonist des gröfseren Britannien zu dem Sohne Altenglands.

So kolonisierte der Germane, der Deutsche als Volk in Britannien und Ostelbien, der Holländer als Volk am Kap, der Engländer als Nation in Nordamerika, Australien und Südafrika; der Deutsche, als Individuum, zersplittert unter seinen angelsächsischen Vettern aufgehend, überall wo in Gottes freier Welt unter dem Union Jack kolonisiert wurde.

Das wesentliche dieser germanischen Siedelung liegt, im Gegensatz zur Pflanzungskolonie darin, dafs der Kolonist nicht auf Zeit kommt, um ein Vermögen zu erwerben, nicht unter tropischen Himmelsstrichen lebt als Unternehmer oder Herrscher unter einem Volke niederer Rasse; er zieht hinaus in ein Land, dessen Klima dem seinen ähnlich ist, mit Weib und Kind, um sich eine neue Heimat zu gründen, um von seinem Volke ein keimfähiges Reis in fremden Boden zu senken. Er verpflanzt seine Rasse in das neue Land, um eine der heimatlichen ähnliche Gesellschaft zu gründen, er nimmt alles Land in Besitz und verdrängt oder vernichtet die Eingeborenen.

Wenn wir somit versucht haben zu schildern, wie aus Britannien England wurde, so folge mir der Leser jetzt in das schöne Land zwischen Rhone und Kanal, zu sehen, wie die Kelten vor $1\frac{1}{2}$ Jahrtausenden zu Romanen wurden.

Auch hier zunächst derselbe Vorgang wie auf der Insel: ein auswärtiges Volk — in diesem Falle die Römer — als Helfer gegen feindliche Stammesgenossen ins Land gerufen. Auch hier wird der Freund zum Eroberer. Aber jetzt der Unterschied, ein tief einschneidender, weltgeschichtlicher: der Eroberer nimmt nicht das ganze Land für sich in Anspruch, er tritt nicht dem Eingeborenen als unversöhnlicher Feind gegenüber. Er nimmt nur einen Teil des Landes für sich, er sucht ein erträgliches Verhältnis zu den Unterworfenen. Dem Soldaten folgt der Händler, später Träger höherer Kulturgrade. Ein Einwandererstrom ergiefst sich nach Gallien hinein aus Rom und Italien, der nicht mächtig genug ist, die viel zahlreicheren eingeborenen Kelten zu verdrängen, der aber stark genug ist, römisches Wesen, römische Sitte und Sprache einzuführen, zu erhalten und allmählich zum Siege zu führen. Heiraten herüber und hinüber erzeugen Verwandtschaften und Mischlinge. Die zwei Völker, die zunächst neben einander existierten, durchdringen einander, existieren in einander. Ein halbes Jahrtausend Kulturarbeit (50 v. Chr. bis 500 n. Chr.) formte aus den alten keltisch redenden, keltisch denkenden, fühlenden und handelnden Galliern ein neues Volk, das der Gallo-Romanen. Im Grunde sind es noch die alten Kelten, aber durchzogen, durchtränkt mit römischem Wesen, römischer Kultur. Ihre alte Sprache ist untergegangen; sie reden die Sprache der Eroberer, nicht in der feinsten Form, und durch die schwere Barbarenzunge manches fein-italische verderbend.

Es ist ein neues Volk, geformt von den Römern, aber nicht gepflanzt, wie das britannische Angelsachsentum, in einen gerodeten Boden; kein neuer Ableger fremden Volkstums, vielmehr zu vergleichen dem Wildling, dem der Gärtner ein Reis aus edlem Stamme aufgesetzt hat, und ihn so aufzieht zum Edelbaume, dem gleich, von dem das Reis gebrochen. So kolonisierte, romanisierte der Römer Gallien, so romanisierte er das Pyrenäenland und Dacien. So entstanden die Völker der Franzosen, Provençalen, Spanier, Portugiesen und Rumänier, gezogen aus barbarischen Wildlingen durch Pfropfen mit italischem Edelreis.

Und nun wieder in das hellere Licht neuerer Zeiten. Als der Welthandel aufhörte ein Mittelmeerhandel zu sein, als die Fahrten kühner Entdecker den Horizont Europas in einem Menschenalter mehr erweiterten, als es vorher Jahrtausende vermocht hatten, da fuhren auch kühne Freibeuter hinaus und eroberten Länder, denen verglichen die Staaten Europas winzig erschienen. Spanier und Portugiesen waren die Pioniere des christlichen Europa, diese im östlichen, jene im westlichen Indien. Das winzige Portugal beherrschte durch ein Stationennetz ein Jahrhundert lang (1500—1600) den Handel des indischen Ozeans. Als dann nach kurzer Blüte das kleine Mutterland zusammenbrach, brach auch die stolze Schöpfung zusammen, noch ehe von den Stationen aus der portugiesische Einflufs festere Wurzel in den Völkern des Ostens gefafst hatte. Nur wenige kümmerliche Reste zeugen im fernen Orient noch von verschwundener portugiesischer Pracht. Und wenn der Wanderer, der aus dem rauschenden Getriebe von Bombay und Hongkong kommt, die grasbewachsenen Strafsen von Goa und Macao durchschreitet oder den dunkelfarbigen Nachkommen Almeidas im Hause des britischen Millionärs als Koch hantieren sieht, da mag ihm inmitten der ewigen Zeugungskraft der herrlichen Tropennatur der Gedanke an die Nichtigkeit menschlichen Glanzes aufsteigen.

Anders ging die Bahn der Spanier. Die ersten kühnen Fahrer führten in ihrer Flagge das F und Y, die von der Krone überragten Initialen des Königspaares Ferdinand und Isabella. Die Ehe dieser Fürsten hatte Kastilien und Aragon vereinigt und ein starkes, einiges, nationales

Spanien geschaffen, an dessen Spitze ein starkes, nationales Königtum stand. Es ist bezeichnend, dafs dasselbe Jahr 1492 diesem national gefesteten Staate den letzten Rest spanischen Bodens wieder gab, der 800 Jahre in den Händen fremder Eroberer gewesen war, und dafs dies selbe Jahr zugleich die Entfaltung jener Königsflagge in der neuen Welt grüfste. In dem vielhundertjährigen Kampfe gegen die Ungläubigen im eigenen Lande war den Spaniern eine tapfere Soldateska erwachsen, die geführt wurde von einem kampfesfrohen Schwertadel. In diesem selben Kampfe gegen den Islam hatte das Christentum des Spaniers jenen schwärmerischen, kriegerischen Bekehrungseifer angenommen, der neben der Unduldsamkeit den Hauptzug des spanischen Katholizismus des 16. Jahrhunderts bildet.

Das waren am Ausgange des Mittelalters die drei lebendigen Kräfte Spaniens: ein starkes nationales Königtum, ein wagemutiger Schwertadel und eine eroberungslustige Kirche, deren stehendes Heer aus vielen tausend Mönchen und Nonnen bestand.

Und diesen drei Elementen wurden von dem Italiener Columbus die schier endlosen Gefilde der neuen Welt zum Schauplatz ihrer Entfaltung, ihrer Bethätigung, ihrer Bereicherung gewiesen. In der einen Hand das Schwert, in der andern Hand die Bibel, zog der Spanier hinaus, um Ruhm und Reichtum zu gewinnen, ad majorem dei gloriam. Und wenn auch in der ersten Zeit oft die eine Hand nicht wufste, was die andere that, so gewann doch bald der Bibelträger mächtigen Einflufs; und ihm, der spanischen Kirche streitbarstem Sohne, dem Jesuiten, dankt in erster Linie der Indianer Süd- und Mittelamerikas seine Erhaltung. Er teilte nicht das Schicksal seines nordamerikanischen Bruders, er begann spanisches Christentum, spanische Sprache anzunehmen, und jener Prozefs, der einst den Gallier zum Franzosen machte, schuf hier im spanischen Amerika den weifsen Südamerikaner, ein neues Volk, das noch nicht zum Abschlufs seiner Bildung gelangt ist, in dem sich aber Spanier- und Indianerblut in allen Abstufungen mischen. Umspannt, zusammengehalten wird diese neue Bildung von den Banden spanischer Sprache und spanischer Kultur. Diese erscheint hier zuerst im Gewande des spanischen Katholizismus, wird dann aber stark beeinflufst von politischen Gedanken, die aus Paris stammen, der Hauptstadt des Romanentums der ganzen Welt.

Das, die Hispanisierung ganz Mittelamerikas und weiter Strecken des südlichen Kontinents, ist die Grofsthat der romanischen Kolonisation. Ähnlich verfuhren die Portugiesen in Teilen Brasiliens, während andere Teile dieses in sich so verschiedenen Landes, dessen Fläche fast Europa gleich kommt, den Charakter der Pflanzungskolonie, wieder andere, im Süden, den der germanischen Siedelung zeigen.

Die Vormacht des Romanismus, Frankreich, ist heute in Nordafrika in eifriger Kolonisationsarbeit. Nach mancherlei Umhertappen hat der Franzose erkannt, einmal, dafs Algier nicht zu einer tropischen Pflanzungskolonie sich eignet, und zweitens, dafs die versiegende Volkskraft des Mutterlandes nicht im Stande ist, in germanischer Weise die 3–4 Millionen Eingeborenen zu verdrängen und durch Vollblutfranzosen zu ersetzen. Mit Bewufstsein kolonisiert man à la romane. Es spielt sich hier wiederum vor unseren Augen der Vorgang ab, den wir in Gallien, den wir in Südamerika verfolgten, wenn auch naturgemäfs durch einige lokale Züge differenziert.

Mit Recht hoffen die französischen Kolonialpolitiker vor den Thoren von Marseille ein Volk zu entwickeln, französisch redend, französisch denkend, fühlend und handelnd. Allein noch stehen wir hier im Anfange der Entwickelung; es ist nicht unmöglich, dafs sie stehen bleibe oder

auch rückwärts gehe, dafs eine andere Macht — sei es der Islam, sei es Italien — die französische Erbschaft antrete, und das, was an französischen Elementen im Lande ist, als Völkerdünger unterarbeite. Auch dafür giebt es Beispiele grofsen Stils in der Geschichte.

Als 1066 die Franzosen England erobert hatten, herrschten französische Könige, französischer Adel, französische Bildung am Strande der Themse, und eine Zeit lang schwankte die Wage zwischen der grofsen, zähen, unterworfenen Masse der sächsischen Bauern und der an Macht und Bildung überlegenen französischen Aristokratie. Das 14. Jahrhundert brachte die Entscheidung: das Französische verschwindet als Lehrsprache aus den hohen Schulen, als Regierungssprache aus Parlament, Gerichtshof und Königspalast; die Leier des französischen Hofpoeten verstummt, während Geoffroy Chaucer, ein echter Volksdichter, das Englische zur Litterarsprache erhebt, ein Englisch allerdings, das zwar in seiner Struktur, in seinen Tiefen, germanisch geblieben war, aber durchsetzt ist mit Tausenden französischer Wörter und Formen. Da war die romanische Kolonisation gescheitert; statt das besiegte Volk zu romanisieren, wurde der Romane anglisiert, allerdings nicht ohne eine tiefe Spur zu hinterlassen.

Wenn wir das Wesentliche dieser Art der Kolonisation noch einmal zusammenfassen, erkennen wir, dafs sie sich darstellt als eine Art Mittelding zwischen der Pflanzungskolonie und der germanischen Siedelung.

Wie der Pflanzer sucht der Romane den Eingeborenen zu erhalten; im Gegensatz zum Pflanzer, der den Proletarier nötig hat, sucht der Romane den Eingeborenen zu sich empor zu ziehen, ihn mit seiner höheren Kultur zu durchdringen, ihm sein Volkstum einzuimpfen. Wie der Germane kommt der romanische Kolonist mit dem Gedanken, im Lande seiner Wahl zu bleiben, nicht zum vorübergehenden Erwerbe wie der Pflanzer. Im Gegensatz zum Germanen, der den Eingeborenen vernichtet, um in die Leere eine neue Gesellschaft zu pflanzen, veredelt der Romane die vorhandene eingeborene Gesellschaft durch Infusion romanischen Blutes, romanischer Kultur. Der Germane vermehrt sein Volk um neue rassenreine Individuen in fernem Lande; der Romane schafft neue Mischvölker romanischer Zunge.

Anhangsweise sei hier erwähnt, dafs nach dem, was mir von der Eroberung und Besiedelung des ursprünglich tatarischen Moskowiterlandes durch die Russen von Kiew, und von russischer Kolonialthätigkeit in Centralasien bekannt ist, der Slave hier dem Romanen gleicht. Mir sagte einst ein russischer Aristokrat: „Vous savez, nous sommes les Français du Nord“, und in dem Worte scheint mir eine tiefe Wahrheit zu liegen, sofern es für die dünne sogenannte Kulturschicht gilt, die auf dem grofsen Kessel des brodelnden Slaventums schwimmt. Wo aber der russische Bauer, der im Mutterlande landlos geworden ist, auf fruchtbarem Wald- und Steppenboden im dünnbevölkerten Sibirien neue Landstrecken dem Getreidebau gewinnt, da geht er vor wie der germanische Siedler.

Damit hätten wir versucht, den Begriff der Kolonie zu erörtern, darzuthun, welche und wie unendlich verschiedene Begriffe wir mit dem Worte Kolonie umspannen. Ich habe ausgeführt, wie die beiden grofsen Gruppen der Kulturvölker, die Germanen und die Romanen, bei der Kolonialthätigkeit im eminentesten Sinne des Wortes, d. h. beim Schaffen neuer Völker, verschieden vorgegangen sind; ich habe auch gezeigt, wie Romanen und Engländer, indem sie, jeder in seiner Weise, kolonisierten, nur Empfangenes weitergaben: der Engländer pflanzte Engländer in die gerodeten Welten, wie der Sachse Sachsen in das gerodete Britannien

gepflanzt hatte, der Franzose französiert, pfropft französische Reiser auf Wildlinge, wie ihn der Römer einst vom Kelten zum Romanen veredelte.

Die Frage nach Ursachen dieser Verschiedenheit der kolonisierenden Thätigkeit liegt nahe und läfst sich beantworten mit Gründen mannigfacher Art. Die Germanenvölker sind fruchtbarer als die Romanen, sind zäher, härter und entschlossener. Ihre Auswanderer waren Kleinbürger oder Gebildete, die durch leibliche oder geistige Not, durch Knechtung religiöser, sozialer oder politischer Art hinausgetrieben wurden; in jedem Falle Leute, die entschlossen mit ihrer Heimat gebrochen hatten und gewohnt waren zu arbeiten, stille Helden zumeist, die gelernt hatten „to labour and to wait."

Der Auswanderung der Romanen lag, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nie die Not zu Grunde; vor leiblicher bewahrte sie meist ihre Bedürfnislosigkeit, die Wohltätigkeit der Klöster, die Abwesenheit jeder Übervölkerung, vor geistiger die alleinseligmachende Kirche Roms. Begeisterung, edle und unedle, führte sie in die Ferne; die Welt aber gehört, wie Paul Leroy-Beaulieu, der bedeutendste moderne Kolonialtheoretiker der Romanen, mit etwas wehleidiger Miene sagt, nicht den Neugierigen, die abenteuernd sie durchschweifen und erkunden; sie gehört nur den Geduldigen und Arbeitern, die bleiben.

Die romanischen Völker sind weniger zeugungskräftig als die Germanen, und selbst zu Zeiten ihrer stärksten Expansion sind die Auswandererzahlen gering geblieben verglichen mit den Germanenheeren, die in dieser zweiten Völkerwanderung über das Weltmeer zogen. Der Romane ist heldenhaft mit dem Stich ins Theatralische, er ist impulsiver, heifser, abenteuerlicher, galanter. Auch hier gilt das Dumas'sche „cherchez la femme!" Im Gegensatz zu dem kühleren Germanen sah er das Weib auch in der Frau der inferioren Rasse; und wo immer der Romane erscheint, entspringen aus legitimen und illegitimen Verbindungen zahlreiche Mischlinge, die den Übergang vermitteln vom tiefen braun zum edelsten Blute kastilischer Aristokratie.

Die französischen „voyageurs", diese Waldläufer, die die Wälder Kanadas auf der Jagd nach dem Pelztier durchstreiften, traten in die engsten Beziehungen zu ihren indianischen Berufsgenossen; und als „bois brûlés" setzte ihre halb- oder viertelblütige Nachkommenschaft das Gewerbe der Väter fort. Noch 1890, als Deckert die Grenze der Vereinigten Staaten überschritt, fiel ihm am kanadischen Nordufer des Ontario bei den Weifsen die indianische Physiognomie der Frauen und der französische Typus der Männer auf. Die Hauptsache dabei ist, dafs der Romane seine halbblütigen Söhne und Töchter nicht als etwas Inferiores ansah. Er steigt eine Stufe hinab, den Eingeborenen zieht er eine Stufe empor, und eine Mischrasse und Mischkultur entsteht, deren Niveau niedriger liegt als das der Romanen vor der Mischung, höher als das der Eingeborenen.

Ganz anders ist die Stellung der Germanen, des rothaarigen Herrenvolkes, der niederen Rasse gegenüber. Wenn Mischung vorkam, fielen die nie sehr zahlreichen Mischlinge unbedingt der niederen Rasse zu. Selbst in Gegenden, wo, wie in New-Orleans, die angelsächsische mit der französisch-spanischen Kolonisation zusammentraf, wo Pflanzungskolonie und Dauersiedelung einander berührten, und naturgemäfs viele Mischlinge entstanden, wird noch jetzt die „colour line" strengstens inne gehalten. „To have got a touch with the tar-brush," d. h. nur einen Tropfen farbigen Blutes in seinen Adern zu haben, ist ein Makel, der aus germanischer Gesellschaft ausschliefst. Es giebt coloured bars, coloured hotels, coloured cars, coloured churches und — coloured

cimeteries, farbige Kirchhöfe: nicht das demokratisch-amerikanische Kirchentum, nicht der alles gleichmachende Tod kann die colour line verwischen. In den Burenländern kannte das Gesetz bis zum 1. Januar 1898 keine giltige Ehe zwischen einem Weifsen und einer Farbigen, und das Zusammenleben einer weifsen Frau mit einem farbigen Manne verfolgte das Strafgesetz als widernatürliches Verbrechen. Ähnliche Gesetze galten in den Sklavenländern Nordamerikas. So wahrte der Germane, wo aus irgendwelchen Gründen eine Vernichtung der Eingeborenen nicht stattgefunden hat, seine Herrenstellung der niederen Rasse gegenüber; er schreitet unter ihr einher scheu bewundert, gehafst und gefürchtet. Die unglücklichen Wesen, die einem momentanen Vergessen des Rassenstolzes ihr Dasein verdanken, werden unbarmherzig zurückgeschleudert in die ungemischte Sklavenschar der niederen Rasse. Zwischen dem Germanen und dem Farbigen giebt es keine Verwandtschaft.

Wenn man im Buch der Kolonialgeschichte blättert, die — das soll man nie vergessen — die Geschichte eines einzigen grofsen Eroberungskrieges ist, kann einem oft ein Zweifel aufsteigen an dem, was wir europäische Kultur nennen. Losgelöst von den Fesseln der Gesellschaft, den Augen und der Hand einer starken Regierung entrückt, verloren Herrennaturen leider oft das Bewufstsein ihrer Abhängigkeit nicht nur von den Gesetzen des Mutterlandes, sondern auch von den ewigen Geboten der Sittlichkeit. Von den Bluthunden der Conquistadoren führt über die Mordbrennereien der Hawkins und Drake und die Verbrechen Warren Hastings' und Lord Clive's eine ununterbrochene Kette von Frevelthaten zu Rhodes und Jameson, zu Leist und Peters.

Natürlich wurde das Los der Eingeborenen desto schlimmer, je weniger ein direkter Einflufs des Mutterlandes auf die Kolonie sich geltend machte. Und gerade bei der Begründung der grofsen angelsächsischen Siedlungen, besonders in Nordamerika, wurde der schroffe Gegensatz zwischen dem landheischenden, rassenstolzen Germanen und dem Eingeborenen nicht gemildert durch europäischen Kultureinflufs aus Kreisen, die nicht unmittelbar teilnahmen an dem Kampfe um die Scholle. Diese atlantischen Kolonieen, von England damals durch eine mühselige, lange Seefahrt getrennt, sind erwachsen nicht am Gängelbande der britischen Regierung, sondern trotz dem Mutterlande. Von vornherein waren es eine Reihe von Republiken, kaum mehr als dem Namen nach den englischen Königen unterthan.

Anders bei den Romanen. Zwar wird der erste Stofs der Spanier auch nachdrücklich geführt, mit all der Brutalität, deren eine herz- und gewissenlose Soldateska fähig ist. In kaum mehr als einem Menschenalter waren die Urbewohner vieler westindischen Inseln hinweggefegt wie Herbstlaub vom Nordwester. Dann aber setzt der spanische Staat ein. Gedrängt von der katholischen Kirche und im Bunde mit der katholischen Kirche, die hier in Wirklichkeit ihre schützenden Arme ausbreitete über alle, die mühselig und beladen waren, fällt das Mutterland den Eroberern in den Arm. Staat und Kirche stellen die europäisch-christliche Kultur dar im Gegensatze zu den rein egoistischen Kolonisten. Die Jesuiten schieben ihre Missionen weit vor in kaum gekannte Gegenden, und der Staat greift ein durch eine peinlich geregelte gegenseitige Polizei-Kontrolle seiner abhängigen Beamten. Von dem grofsen Beamtenmaterial, das die spanische Krone für ihre Kolonieen brauchte, war immer ein bedeutender Teil unterwegs, kommend und gehend, vom Mutterlande zu den Kolonieen und umgekehrt. Heimkommend, um Ehren einzuheimsen, Freibriefe und Monopole zu erbitten, hinausgehend, um im Auftrage einer eifersüchtigen Staatsautorität unbequeme selbständige Kolonialbeamte zu ersetzen, zu untersuchen, abzuurteilen. Jahrhunderte hin-

durch ernennt der spanische König grundsätzlich keinen Kreolen, d. h. Niemanden, der in der neuen Welt geboren ist, zum Beamten in den Kolonieen.

Wenn wir so die Begriffe der germanischen Siedelung und der romanischen Kolonie erörtert und sie einander gegenübergestellt haben, so soll damit nicht gesagt sein, dafs nun immer, unter allen Umständen, der Germane germanisch, der Romane romanisch kolonisieren müsse. Es ist bekannt, dafs unter Coligny, Heinrich IV. und Colbert die Franzosen entschiedene, zum Teil noch heute nicht geschwundene Ansätze zur echten germanischen Siedelung machten, dafs auch die Italiener in Südamerika in manchen Zügen dem Germanen zuneigen. Im grofsen und ganzen aber wird man den scharf hervortretenden Gegensatz der Kolonialthätigkeit der beiden grofsen europäischen Völkergruppen zugeben müssen, der im inneren Wesen dieser Völker tief begründet ist.

Es ist ferner selbstverständlich, dafs die verschiedenen Kolonialtypen einander nicht völlig ausschliefsen können. Wie aus Stationen Pflanzungsgebiete erwuchsen, haben wir gezeigt. Manche Länder, ich denke dabei namentlich an Cuba, Puertorico und Teile Brasiliens, zeigen Übergänge vom Typus der romanischen Kolonie zur Pflanzung; andere wieder, wie z. B. der Süden der Vereinigten Staaten, Übergänge von der germanischen Siedelung zur Pflanzung. An dritter Stelle endlich, in Kalifornien z. B. und neuerdings auch in anderen Teilen des spanischen Amerika, begegnen sich Germanentum und Romanentum, jenes in mächtiger Schicht dieses überlagernd, erdrückend, aber doch in mannigfacher Weise die ältere Kulturform widerspiegelnd. Wie überall in Natur und Leben, wo kein starres Sein, sondern lebendiges Werden ist, sind die Grenzlinien hier fliefsend und Übergangsformen stets vorhanden.

Es beruht die von uns versuchte Klassifizierung der Kolonieen nicht auf qualitativer, sondern auf quantitativer Verschiedenheit der Kolonisationsthätigkeit. Die verschiedenen Formen der Kolonie stellen sich dar als verschiedene Intensitäten der Aneignung des fremden Landes.

Durch die Militärstation fafst der Europäer zunächst festen Fufs in der Fremde, sichert sich, schafft sich eine Stütze zur weiteren Entfaltung. In der Handelsstation stellt er einen Teil der Konsumtions-, beziehungsweise Produktionskraft des neuen Landes in seinen Dienst. Er nimmt dem Bewohner seiner Einflufssphäre aufser seiner politischen, einen mehr oder minder bedeutenden Teil seiner wirtschaftlichen Freiheit. Entwickelt sich aus Stationen eine Pflanzung, so macht sich der Eroberer zum vollen wirtschaftlichen und politischen Herrn des Landes und seiner Bewohner. Der romanische Kolonist läfst dem Eingeborenen zwar mehr wirtschaftliche Freiheit, nimmt ihm aber seine Sprache, seine nationale Existenz. Der germanische Siedler endlich raubt dem Urbewohner alles, sein Land und sein Dasein.

Die germanische Siedlung stellt also den höchsten Intensitätsgrad der Kolonisation dar. Wenn nun aus irgend welchen Gründen die Intensität nach einer Zeit hoher Spannung nachläfst, so wird an der äufseren Grenze des germanischen Kolonialgebietes ein Übergang zur romanischen Form eintreten. Das zeigt die Geschichte der Germanisierung des deutschen Ostens. Anders kolonisierte der Grenzer des 11. und 12. Jahrhunderts, „Slavis ejectis“ oder „remotis antiquis infidelium Sclavorum colonis“, anders der von slavisch-deutschen Mischdynastien ins Land gerufene Kolonisator, anders endlich die Beamten, Bürger und Bauern seit Friedrich dem Grofsen.

Dasselbe sehen wir jenseits des Kanals, wo die Reste des Keltentums, die sich in Irland und den westlichen und nördlichen Gebirgslandschaften der Hauptinsel gegen den Anprall der

deutschen Volkswelle gehalten hatten, allmählig in romanischer Weise anglisiert werden. Dafs aber eine derartige Kolonialthätigkeit dem Germanen weniger liegt als dem entgegenkommenderen, schmiegsameren Romanen, glaube ich, ergiebt sich aus dem ungelöschten Volkshafs, aus den ewigen Schwierigkeiten, die Irland und die deutsch-polnischen Grenzgebiete zu wahren Schmerzenskindern der englischen und preufsischen Staatskunst gemacht haben, während der Bretone die festeste Stütze der französischen Seemacht geworden ist.

Nichts, was der Mensch schafft, dauert ewig; Kolonialreiche wurden gegründet, blühten und zerfielen. Ein Kulturvolk löste das andere ab; auf den Portugiesen und Spanier folgte der Holländer und Franzose, und endlich, alle überdauernd, der Engländer. Mehr als ein Kolonialgebiet wechselte im Laufe der letzten anderthalb Jahrhunderte zwei- oder dreimal seinen Gebieter. Der Besitzwechsel vollzog sich und wird sich in Zukunft natürlich um so leichter vollziehen, je weniger fest sich der erste europäische Herr in der Kolonie eingerichtet hat. Die Festigkeit einer Kolonie mufs also zunächst direkt proportional sein der Länge der Besitzzeit. Wenn aber unsere Aufstellung richtig ist, dafs jede Kolonisierung eine Eroberung fremden Landes ist, und dafs die verschiedenen Arten der Kolonie sich darstellen als verschiedene Intensitäten dieser Eroberung, so mufs auch die Hoffnung, dafs eine Kolonie dauernd dem Mutterlande verbunden, beziehungsweise dem Volkstum des Mutterlandes erhalten bleibe, am geringsten sein bei der Station, gröfser bei der Pflanzungskolonie, noch gröfser bei der romanischen und endlich am gröfsten bei der germanischen Siedlung.

Ein kräftiger Anprall stürzte das stolze portugiesische Stationennetz im Osten, ein Sturm fegte die französischen Stationen aus dem ganzen Gebiet der kanadischen Seen und des Mississippi. Und wenn heute, infolge irgend einer Umwälzung der Machtverhältnisse, die englische Besatzung aus Hongkong oder Gibraltar abzöge, so würde die ihr folgende Garnison eines anderen Volkes sich in dem leeren Neste binnen kurzem ebenso fest eingerichtet haben wie ihre Vorgänger.

Sehr viel schwieriger schon wird sich ein Besitzwechsel in Pflanzungskolonieen vollziehen. Die europäischen Beamten und Truppen werden zwar abziehen und ersetzt werden wie in der Station. Die Schwierigkeiten aber werden um so gröfser sein, je komplizierter die Verwaltung ist, je mehr Kapital und Intelligenz des ersten europäischen Besitzers im Lande arbeiten, die einfach zu expropriieren unmöglich wäre. Wenn eine starke Regierung und ein unternehmendes kapitalkräftiges Volk die Portugiesen aus Afrika vertriebe, so würde das keine allzu schwere Arbeit sein, wie das Vorgehen der Engländer ja schon gezeigt hat. Der Übergang Kubas und der Philippinen an die Engländer, Amerikaner oder ein anderes Volk, das den oben genannten Bedingungen entspräche, würde sich voraussichtlich ziemlich glatt vollziehen.

In einem ganz anderen Grade widerstandsfähig werden aber z. B. die englischen Pflanzungskolonieen sein. Man rechnet, dafs um Mitte der 90er Jahre in indischen Baumwollspinnereien ca. 150 Mill. Mark angelegt waren, in Theeplantagen in Indien und Ceylon ca. 500 Mill. Mark, dafs endlich, abgesehen von den Staatsbahnen, in Vorderindien ein Aktienkapital von $1^1/_2$ Milliarden Mark in Eisenbahngesellschaften arbeitet. Das sind Summen, zu denen wir nur bewundernd hinaufblicken können, und doch stellen sie nur einen kleinen Bruchteil der die Welt umschnürenden englischen Kapitalmacht dar, dieses Kapitals, das nicht nur mächtig, sondern auch wagend ist. Das unterscheidet es namentlich von dem französischen und leider auch dem deutschen. Wie schwer es bei uns und in Frankreich ist, Geld für koloniale Unternehmungen zu bekommen, davon kann

jeder Kolonialunternehmer ein Lied singen. Dafs derartige aus Milliarden gewundene Bande festhalten, liegt auf der Hand; englische Pflanzungen sind denn auch noch nie von einer anderen Macht ihrem Besitzer entwunden worden, während umgekehrt der Engländer u. a. Jamaika den Spaniern, Ceylon den Holländern, Mauritius den Franzosen entrissen und bald durch goldene Fesseln an die City geknüpft hat.

Wie sieht es aber mit der inneren Festigkeit der romanischen Kolonieen aus? Die Romanisierung vollzieht sich nicht wie die germanische Besiedlung von einer kleinen festen Basis aus; sie ist eine mehr extensive als intensive Bearbeitung des fremden Volkes und Landes.

Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts, genau 50 Jahre nach der Landung des Columbus, stand Coronado in der Gegend des heutigen Nebraska (ca. 40° n. Br.), während gleichzeitig Valdivia in Chile über den 40° s. Br. vordrang, so dafs spanische Abenteurer und Kolonisten auf einem Gebiete thätig waren, das sich durch 80 Breitengrade erstreckte, in der Luftlinie fast 9000 km. In der alten Welt würde das einer Entfernung von Venedig bis zum Kap der guten Hoffnung entsprechen. Man denke auch hier an den Stationenkranz von Quebek bis Neu-Orleans, an die vorgeschobenen süd-algierischen Saharaposten.

Während des langwierigen Werdeprozesses wird die ganze Kolonie keine sehr grofse Widerstandsfähigkeit besitzen gegen europäische Feinde und gegen fremde Einflüsse, die, nach einer etwaigen zweiten Eroberung, unter dem Schutze der neuen Herren eindringen. Im Gegenteil, das Nationalgefühl der Eingeborenen wird zunächst den zweiten Eroberer als Befreier begrüfsen. Nachher aber wird mit der schon erschütterten Nationalität der niederen Rasse der neue Eroberer vielleicht leichteres, jedenfalls nicht schwereres Spiel haben, als mit unberührten Naturvölkern. So lange also die romanische Kolonie noch nicht innerlich gefestet ist, leistet sie einem kräftig geführten Stofse verhältnismäfsig geringen Widerstand.

Fast spurlos ist der Franzose aus dem Mississippithale verschwunden, wo nur noch Namen wie St. Louis, Louisville und ähnliche an ihn erinnern. Wie rasch haben sich in unserem Jahrhundert die alten spanischen Länder Kalifornien, Neu-Mexiko, Texas anglisiert. Auch in Hochburgen des Romanismus, wie Mexiko, beginnt der erobernde Yankee einzudringen. Die vielen Millionen Dollar nordstaatlichen Kapitals, die in Eisenbahnen und Bergwerken, in Bananen- und Tabakpflanzungen angelegt sind, bereiten mit Erfolg den Einzug der anglo-amerikanischen Rasse vor. Die einzige Stätte, wo das einst in Nordamerika übermächtige Franzosentum sich erhalten hat, ist bezeichnender Weise gerade das kleine Gebiet in Kanada, wo der Franzose germanisch-intensiv, statt romanisch-extensiv kolonisierte.

Die einzige bedeutendere germanische Siedlung, die, um uns eines kaufmännischen Ausdruckes zu bedienen, sich in dritter Hand befindet, ist Südafrika. Seit einem Jahrhundert weht hier die englische Flagge, aber unbesiegt noch steht der niederdeutsche Bauer in trotziger Wehrhaftigkeit, und Namen wie Majuba Hill und Krügersdorp zeugen von der Festigkeit der germanischen Siedlung. Eine Thatsache, die um so schwerer wiegt, als die Kolonisten sich des gefährlichsten Feindes, des Engländers, zu erwehren haben, der aufserdem entschieden hier als Träger einer überlegenen geistigen wie materiellen Kultur erscheint und durch die Gold- und Diamantenfunde stark begünstigt wird.

Unsere Betrachtungen historischer Vorgänge können uns vielleicht einige Winke für die Zukunft geben. Die drei Kolonialgrofsmächte der Gegenwart sind England, Frankreich und Rufsland. Dieses Land besitzt nur ein zusammenhängendes Kolonialgebiet, das allerdings andert-

halb mal so grofs wie Europa und reich an natürlichen Hilfsquellen ist. Es beginnt fast vor den Thoren Moskaus und ist geographisch so natürlich an das Mutterland angegliedert, dafs keinem vernünftigen Menschen der Gedanke kommen kann, dafs es jemals einem anderen Volke als den Russen gehören könne, im Gegenteil es scheint die Bedingungen noch einer weiteren Expansion in zu sich tragen. Wie steht es mit der zweiten dieser Mächte?

Neben der bedeutenden Kolonialarbeit in Nordafrika kann Frankreich jetzt gar nicht im Ernste daran denken, ein „gröfseres Frankreich" zu schaffen. Seine Volksvermehrung stockt, sein Kapital wie seine Intelligenzen sind nicht wagend und nicht praktisch. Trotz oder vielleicht wegen der Niederlage von 1870, haben die Regierungen der dritten Republik mit bewundernswürdiger Energie ein Riesenterritorium als sogenannte Kolonieen erworben und verwalten es mit einem Kostenaufwande von jährlich 100 Millionen Franken. Die französischen Quellen geben den Kolonialbesitz auf annähernd $6^1/_2$ Millionen qkm an. Ehe aber auch nur ein nennenswerter Bruchteil dieser Landstrecken unter irgendwelche Kulturarbeit genommen werden kann, wird noch mancher Tropfen Wasser die Seine hinunterfliefsen. Trotz rigoroser Schutzzollpolitik mufs der Franzose zu seinem Kummer sehen, wie Engländer und Deutsche heute vielfach aus seinen Kolonieen gröfseren Nutzen ziehen als das Mutterland. Von irgend einer inneren Festigkeit des ganzen locker gefügten Gebäudes ist nicht die Rede; es wird getragen ganz allein von dem Heere des Mutterlandes. Sollte dieser Pfeiler einmal weichen, wird der ganze gleifsende Bau zusammenstürzen. Was der Franzose jetzt in der weiten Welt sein eigen nennt, für ihn ein totes Kapital zumeist, braucht nicht für ewig französisch zu bleiben, jedenfalls ist eine Französierung der Welt nicht zu befürchten. Eine nennenswerte Auswanderung ist nicht vorhanden, und nach dem Kriege zählte Frankreich 36 Millionen Einwohner gegenüber 41 Millionen deutscher Reichsbürger; jetzt stehen wir 39 zu 53 Millionen.

Wie aber steht es mit der Anglisierung der Welt? 1811 sprachen, wie Weber in den preufsischen Jahrbüchern zusammenrechnet, in der ganzen Welt $19^1/_3$ Millionen Menschen das Englische als ihre Muttersprache; denen standen 24 Millionen Deutsche gegenüber. Jetzt kann man die Zahl der Deutschsprechenden, von denen mit Recht die Nordamerikaner auszuschliefsen sind, auf 65 Millionen angeben, denen eine englisch redende Bevölkerung von 120 Millionen gegenübersteht. Die Königin von England gebietet über 29 Millionen qkm mit mehr als 380 Millionen Einwohnern, d. h. über $^1/_4$ aller Menschen und $^1/_5$ alles Landes dieser Erde. Von 16 Millionen Tonnen Handelsdampfern fuhren 1895 10 Millionen unter englischer Flagge. Rechnet man dazu das unermefsliche englische Kapital, das in allen Ländern, britischen und nichtbritischen, arbeitet, das durch Besitz fast des gesamten Kabelnetzes der Welt ein drückendes Nachrichtenmonopol ausübt, so blickt man schwindelnd zu einer Weltmacht auf, die alle anderen Völker mit Besorgnis erfüllen mufs.

Für die grofse Politik des 20. Jahrhunderts rechnet der Bannerträger des „Greater Britain", Charles Dilke, nur noch mit vier Faktoren, von denen zwei angelsächsisch sind, mit England, den Vereinigten Staaten, Rufsland und China. Von diesen Männern des Greater Britain steht der gewandteste und zu gleicher Zeit gewissenloseste, Chamberlain, an der Spitze des Kolonialministeriums; und Jedermann weifs, dafs der Gedanke des Imperialismus, d. h. des engsten wirtschaftlichen und politischen Zusammenschlusses des ganzen Reiches, einen eifrigen Förderer in der Person des englischen Thronfolgers hat. Als vor zwei Jahren der südafrikanische Eroberer Cecil Rhodes als Angeklagter in London erschien, schüttelte ihm der Prinz von Wales die nicht

ganz reinliche Rechte. Jeder, der offenen Auges den Strömungen im wirtschaftlichen Leben Englands folgt, weifs, dafs die alte Zauberformel „free trade“ viel von ihrer magischen Gewalt verloren hat, und dafs die Losungen „fair trade“ und „Zollverein“ in immer wachsenden Kreisen Anhang finden. Es wird noch lange dauern, ehe sie siegen. Birmingham hat andere Interessen als London, Neusüdwales andere als Viktoria. Allein das made-in-Germany-Gesetz, die Bewegung der Zuckerpflanzer, die Agitation gegen fremde Gefängnisarbeit, die Kündigung der Handelsverträge mit Deutschland und Belgien, die kanadischen Zölle und manches andere sind doch als Wetterzeichen eines heranziehenden Sturmes aufzufassen, der, wenn er einmal losbricht, die Welt von der Nordsee bis zum Gelben Meere durchwühlen wird.

Trotz aller Liebe zu dem was England auf fast allen Gebieten menschlicher Kultur geleistet hat, trotz aller Hochachtung vor vielen Charakterzügen des englischen Volkes, vor seinen häuslichen und politischen Tugenden, seiner Thatkraft, seinem stolzen Volksbewufstsein, trotz endlich auch dem Gefühl des Pangermanentums, das sich einem oft in der Brust regt, wenn man unter guten Freunden auf der grünen Insel weilt, trotz alledem und alledem treibt der einfache Selbsterhaltungstrieb uns zu den Franzosen, zu den Russen, zu allem was antienglisch ist, wenn einem auch zuweilen in der Gesellschaft etwas unheimlich wird. Soll die Welt nicht im Angelsachsentum ertränkt werden, müssen auf lange Zeit die Nationen des Kontinents vergessen, was sie trennt, und im eigensten Interesse zusammenhalten gegen den Einen, von dem ihnen allen nicht nur Unheil sondern Untergang droht. Es gilt einen Damm aufzuwerfen, um eine vollständige Überschwemmung der Welt durch die angelsächsische Flut zu verhindern, ein Gedanke, der, Gott sei Dank, manchem kontinentalen Hirne immer klarer heraufdämmert. Es giebt kein Volk auf der Welt, von dem wir soviel zu lernen, aber auch keines, von dem wir soviel zu fürchten haben, wie von dem Engländer.

Es ist ganz interessant bei dieser Gelegenheit zu beobachten, wie die drei grofsen Kulturvölker sich in ihren nationalsten Liedern spiegeln. „Britannia, rule the waves“ ruft der Sohn des Inselvolkes sein Land an,

All thine shall be the subject main,
And every shore it circles thine!

„Dir soll das Weltmeer gehorchen, und Dein soll jede meerumspülte Küste sein, Britannia, beherrsche die Wogen“, so beansprucht in Augenblicken patriotischer Erhebung der Brite in einfachen klaren Worten die Herrschaft über alle Meere und Küsten. Geschützt durch den „silver streak“, hat er seit 800 Jahren keinen Feind im Lande gesehen und denkt nur ans Erobern. Der Gedanke an Verteidigung liegt ihm fern, ihm, der unter dem entsittlichenden Einflusse des Söldnertums verlernt hat, sich selbst, seine Söhne und Brüder für seine politischen Gedanken einzusetzen. Sein Land soll sein „the dread and envy of them all“, gefürchtet und beneidet von Allen will er unter den Völkern einherschreiten.

Franzosen und Deutsche singen nur von der Verteidigung des heimatlichen Bodens und geloben ihm, jeder in seiner Weise, Treue bis in den Tod. Der Romane schwelgt in stolzer, packender Beredsamkeit von der gloire und der Standarte der Tyrannei, um dann die Göttin der Freiheit als Bundesgenossin anzurufen:

„Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs!

Liberté, liberté chérie,
»Combats avec tes défenseurs“.

Der Deutsche endlich denkt nur des alten schlimmen Feindes im Westen, der ihm den sagenumwobenen Strom rauben will, und schwört in stolzer Kampfeslust, du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust! —

Nachdem wir soviel von Kolonieen gehandelt haben, nachdem wir versucht haben, den Begriff klar zu formulieren und in verschiedene Unterabteilungen zu scheiden, mufs sich uns naturgemäfs die Frage aufdrängen: Wie sieht es denn nun mit unseren deutschen Kolonieen aus? zu welcher unserer vier Klassen haben wir die zu rechnen?

Die sind, antworte ich mit dem Fuchs in der Fabel, noch gar keine Kolonieen, die wollen erst welche werden. Noch gehören sie, wie viele weite Landstrecken, die auf den Karten mit englischen, französischen oder anderen Farben bezeichnet sind, zu dem, was ich Schutzgebiete nenne.

Der Begriff ist neu und tauchte, soviel ich weifs, erst in den 80er Jahren auf, als zwischen England, Frankreich und Deutschland das Wettrennen begann um die herrenlosen Landstriche in fremden Erdteilen. Da hifste man Flaggen, trank Blutsbrüderschaft und kaufte um ein paar Dutzend baumwollene Taschentücher und eine handvoll Glasperlen Königreiche. Dem Fernstehenden war das ein wunderliches Bild, und es war eine gute Zeit für dankbare Witze und billige Karrikaturen. Und doch lag hier ein tiefer Ernst im kind'schen Spiele; und viel edle Begeisterung und opferfreudige Thatkraft ward in dieser Zeit darangesetzt, Blut und Gesundheit unter heifser Tropensonne geopfert, während der Philister zu Hause in seiner Schreibstube safs und schrieb und schrieb und schrieb.

Unseren afrikanischen Pionieren, den Lüderitz, Peters, Jühlke u. a. sollen wir nie vergessen, dafs sie die ersten Deutschen waren, die dem britischen Welteroberer in den Arm fielen und ihre Hand, eine deutsche Hand, auf afrikanisches Land legten. Kolonieen gründeten sie nicht, wie das wohl oft gesagt wurde; sie sicherten nur einer heranwachsenden Generation die Möglichkeit, unter deutscher Flagge zu kolonisieren, indem sie verhinderten, dafs ganz Süd- und Ostafrika britisch wurde. Ihnen ist es zu danken, dafs die stolze Losung „from the Table Mountain to the Nile“ ein Wort blieb und sich nicht in die That umsetzte. Peters und die um ihn, mag auch manch tiefer Schatten ihr Bild trüben, waren Männer, ganze Männer, und stehen damit thurmhoch über der Menge der Philister und Pharisäer, die sich berufen glaubte, über sie zu Gericht zu sitzen. Und wenn sie nicht an Bibel und Moralkodex glaubten, so glaubten sie wenigstens an sich selbst und ihre Ziele; und das ist auch ein Glaube, und jeder wahre Glaube zeugt Helden.

Das Weltgeschichtliche in den Ereignissen dieser Jahre liegt darin, dafs neben Frankreich nun auch Deutschland mit dem Anspruch an überseeische Länder erschien, empfangen von dem Mifstrauen und dem Neid des Alles verlangenden Briten. Der britische Löwe geriet in hellen Zorn. Doch, wie auch sonst in neuerer Zeit, begnügte er sich, einem entschlossenen Gegner gegenüber, mit vernehmlichem Knurren. Dann, getreu dem englischen Worte „to make the best of it“, legte er seine Pranke schleunigst auf das, was noch zu erraffen war — es war noch eine recht ansehnliche Beute. Ein Dorn aber blieb in der Tatze: der Deutsche war zum ersten Male als Nation fordernd auf dem Plane erschienen und heischte einen bescheidenen Teil der Welt — nur den, den England nicht wollte, wie viele sagten — weshalb aber dann das Knurren?

Diese deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee, die damals besetzt wurden, stehen zum grofsen Teil erst dem Namen nach unter deutscher Herrschaft, soweit sie nicht in unmittelbarer Nähe von kleinen Militär- oder Handelsstationen liegen, deren eine ganze Anzahl entstanden ist. Sie stehen durchaus noch in den Anfangsstadien ihrer Entwickelung, die aus mehr als einem Grunde sich langsamer vollzieht als nötig und zu wünschen wäre.

In manchen Gegenden mag sich in der Zukunft eine blühende Kolonisation entwickeln. So hoffen wir, dafs dereinst Südwest-Afrika eine germanische Siedelung werde mit deutscher landwirtschaftlicher Bevölkerung; ein Land, das Wolle und Vieh, vielleicht auch Wein und Weizen hervorbringt. Wir hoffen, dafs das Kamerungebirge, die Usambaraberge und Neuguinea uns Kakao, Kaffee, Tabak und manche andere Kolonialware liefern werden, die wir heute Engländern, Spaniern und Holländern teuer bezahlen. Verheifsende Keime sind vorhanden, Entwickelung ist zu hoffen; doch hüten wir uns, an allzu rasche Erfüllung zu hoher Erwartungen zu glauben. „Länder pflanzen ist wie Wälder pflanzen", sagte schon vor 300 Jahren der kluge Francis Bacon, „man mufs damit rechnen, den Nutzen von zwanzig Jahren zu verlieren, ehe man belohnt wird".

Zum Schlusse unserer Betrachtung möchte ich den Blick noch auf eine Stelle lenken, wo fern in Südamerika unter fremder Flagge 200 000 wackere Deutsche im brasilianischen Urwald sitzen, dem sie seit mehr als zwei Menschenaltern in harter Arbeit ein gutes Stück fruchtbarer Erde abgerungen haben. Von Hamburg aus ist diese Kolonisation geschickt geleitet worden, und praktisch und theoretisch haben Männer wie Blumenau, Koseritz, Lange, Sellin, Jannasch u. a. ihre beste Thatkraft daran gesetzt. Bedeutendes zwar ist dort geschaffen worden; viel gröfseres aber wäre möglich gewesen, wenn nicht eine zwar wohlmeinende, aber kurzsichtige und kleinlichpolizeiliche Politik, die keinen Unterschied zwischen den brasilianischen Tropen und dem herrlichen Rio Grande kannte, fast 40 Jahre lang die Auswanderung aus Preufsen nach Brasilien unterbunden hätte.

Wie hätte das Schicksal Südbrasiliens sein können, wenn statt der 200 000, zwei Millionen Deutscher dort gesessen hätten, als die Krisen des letzten Jahrzehnts über Brasilien hereinbrachen! Der Gedanke kann dem deutschen Patrioten heifs und kalt machen, doch, was einmal versäumt ist, kann nicht eingebracht werden.

Wenigstens sind jetzt, Gott sei Dank, die bösen Zeiten vorüber. Wofür ein Menschenalter lang mit Wort und That vergeblich gekämpft war, endlich wird es in greifbare Nähe gerückt. Das Grofskapital brachte fertig, was des Gedankens Macht nicht hatte erzwingen können. Unternehmende Leiter der deutschen Grofsrhederei, die mit besorgtem Auge dem Niedergange des Transportgewerbes nach Nordamerika entgegensahen, erkannten die Wichtigkeit jener vergessenen Gebiete für die deutsche Auswanderung und Rhederei. Auf der Kommandobrücke eines Lloyddampfers ward der deutsche Kaiser für brasilianische Pläne gewonnen. Vom Thron erklang das Wort vom gröfseren Deutschland, das preufsische Verbot fiel, und der deutsche Gesandte in Rio fand im Sommer 1896 zum ersten Male Zeit, die Waldstätten zu bereisen, wo seit 1824 deutsche Axt und Sichel, deutsches Wort und Lied erklingen, wo in germanischer Siedelung ein wurzelechter Ableger unseres deutschen Stammes erwachsen ist. Von Ort zu Ort, von Schule zu Schule, von Kirche zu Kirche wurde der Vertreter des deutschen Kaisers geleitet von berittener Dorfmannschaft mit Bannern und Musik, empfangen von singenden Schulkindern, gefeiert von Vereinen in begeisterten Kommersen. Endlich hat sie gesiegt die gute Sache, die vergessenen Stiefkinder Deutschlands in Rio Grande und den Nachbarstaaten sind durch ein Kaiserwort legitimiert.

Auch an anderen Orten in der Welt ist noch Raum für deutsche Entfaltung. Die Welt ist noch nicht vergeben, wie so oft versichert wird, wenn auch auf den Handatlanten jetzt so ziemlich alle Länder koloriert sind. Noch ist Südafrika nicht englisch, noch ist das Erbe des Sultans nicht aufgeteilt. Und überall in deutschen Landen regt sich der alte Hansengeist, ein frischer Seewind weht vom Throne durch die Schreibstuben des Vaterlandes. Und, will's Gott, nimmt er einen guten Haufen Aktenstaub und vergilbter Parteiprogramme mit hinaus. Das Zeug zum Kolonisieren hat unser Volk, das bezeugen ihm zwei einwandfreie Zeugen, die Geschichte und englische Kolonialverwaltungen.

Und wer eine echte kernige deutsche Siedelung mit eigenen Augen sehen will, der fahre für billiges Geld nach Siebenbürgen und blicke von der Zinne hinab auf Kronstadts schwarze Kirche und die gesegneten Fluren des Burzenlandes mit seinen reichen Dörfern und trotzigen Bauernburgen. In Stolz und Bewunderung wird ihm das Blut wallen, wenn er dies kleine tapfere Volk erschaut, das seit sieben Jahrhunderten, umbrandet von Barbaren, sein deutsches Wesen rein bewahrte, kräftig entwickelte und eine Oase der Kultur in Halbasien schuf. Das ist Fleisch von unserem Fleisch, Blut von unserem Blut, dieser knorrige, bürgerstolze Sachsenstamm, der von sich singt:

Wir sind ein Volk aus deutschem Blut,
Ein Volk von echtem Schrot und Korn,
Und unsre Kraft und unser Mut
Quillt aus des Herzens heil'gem Born;
Wir sind ein Volk gering an Schar,
Doch eines Sinns in Kampf und Fahr. —

Kapitalien für tropische Pflanzungen haben sich bei uns in den letzten Jahrzehnten angesammelt, und an Intelligenzen ist unser Volk überreich. Welcher Schatz an Können und Charakter geht bei uns verloren im unseligen subalternen Hoffen und Harren an der Staatskrippe! Je mehr deutsches Kapital hinausgeht, desto mehr Feld wird geschaffen für die jungen Leute aus den sogenannten besseren Ständen, die heute verkümmern und verbittert werden. Da blicke man nachahmend auf die englische Jugend; kein Haus, keine Familie, die nicht einen Bruder, einen Sohn, einen Freund in Asien oder Afrika oder sonst wo in der weiten Welt hätte.

Und wenn das draufsen arbeitende Kapital regenerierend auf die gebildete Jugend wirken kann, so wird es, richtig geleitet, auch belebend auf die Industrie und die Industriearbeiter wirken. Deutsche Betriebsleiter werden mit deutschem Material arbeiten — gerade in diesem Augenblicke bietet sich z. B. die Gelegenheit, in die alten Jesuitenmissionen Rio Grandes unter günstigsten Auspicien mit deutschem Gelde aus deutschem Eisen eine Bahn zu bauen. Und das sollte der deutsche Arbeiter nie vergessen, dafs eine menschenwürdigere Existenz, bessere Arbeitsbedingungen und höhere Bildung ihm nur von einer blühenden Industrie gewährt werden können. Nur reiche Länder können frei sein.

Eine Aufgabe, und zwar eine lohnende Aufgabe des deutschen Kapitals ist es, durch Bauten und Meliorationen aller Art als Pionier für den kleinen Mann thätig zu sein in Gebieten,

die für eine Massenauswanderung sich eignen. Genügende Volkskraft für germanische Siedlungen ist vorhanden im deutschen Vaterlande — Angstseelen werden ja bereits wieder Malthusianer.

Man gebe es nur endlich auf, der Auswanderung gegenüber den *polizeilichen Standpunkt* einzunehmen. Man nehme sie als etwas geschichtlich Gegebenes, als eine Gröfse, mit der man rechnen mufs. Und wie der Techniker den Flufslauf nicht staut, sondern ihn lenkt und nutzt, so suche man auch die Auswanderung nicht durch kleinliche Polizeimafsregeln zu hemmen, die nur erbittern statt zu nützen. Verführung seitens gewissenloser, interessierter Agenten ahnde man strengstens, schaffe aber Stellen, wo der Europamüde sich sachgemäfse Aufklärung und unparteiischen Rat holen kann. So kann man ihn lenken, und wenn er jenseits der schwarz-weifs-roten Grenzpfähle ist, verliere man ihn nicht aus den Augen. Beratend und beschützend walte die Hand des Mutterlandes über den Söhnen, die in die Ferne ziehen, dann werden auch diese in Liebe an der starken, freien Heimat hangen, mit gröfserer Liebe als an dem Polizeistaat, der sie schuhriegelte.

Ich sage an der freien Heimat, denn nur ein freies Volk kann sich vermessen, seine Schwingen über die Welt breiten zu wollen. Die Millionen, die durch eine gewissenlose Verhetzung, aber unter starker Mitschuld der herrschenden Klassen, dem deutschen Volkstum, dem deutschen Kaisertum, entfremdet worden sind, sie müssen wiedergewonnen werden, denn sie stellen neben den schon stark affizierten Landarbeitern die Massen der Auswanderer. Wie aber soll jemand, der selbst nicht mehr national empfinden kann, seine Nationalität in der Fremde nicht nur wahren, sondern sogar propagieren? Wie soll jemand, der keinen Halt an den geistigen Schätzen seines Volkes hat, den Angriffen einer fremden Kultur trotzen? Das *Korrelat der Politik der nationalen Machtentfaltung nach aufsen mufs eine Politik der sozialen und politischen Versöhnung im Inneren sein*, sonst liegt die Gefahr sehr nahe, dafs unsere deutsche Kolonialpolitik das bleibe, was sie leider vielfach heute noch ist, ein Sport gewisser nicht sehr weiter Kreise. „Cette vieille Europe m'ennuie", so sagte einst der erste Napoleon, als er phantastischen Orientplänen nachhing, so denkt mehr als ein Salon-Afrikaner.

Ein Schade wäre es auch nicht, wenn unsere höheren Beamten in jungen Jahren, mehr als bis jetzt über See in fremde Länder hinausgingen. Eine Saison von dem Vorbereitungsdienste abgezogen, würde die „formale Bildung" wohl nicht zu sehr beeinträchtigen. Es wäre das vielleicht keine üble Kur gegen den vielbeklagten Assessorismus.

Roscher zitiert in seiner Vorrede das Prachtwort des wackeren Fr. List vom Salzwasser, mit dem auch wir für heute unsere Betrachtungen schliefsen wollen:

„Es gewöhnt das Auge der Nationen in weite Ferne zu sehen, und sich jenen Philisterunrat abzuwaschen, der allem Nationalaufschwunge so hinderlich ist. Das Salzwasser vertreibt ihnen die Titellust, die Blähungen der Stubenphilosophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirtschaft, die Verstopfungen der Pedanterie. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, dafs die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und dafs man nur Mut und Kraft haben dürfe sie zu holen."

Druck von W. Pormetter in Berlin.

END OF
TITLE